

Einiges über den Stubenofen und seine Vergangenheit

Autor(en): **Zinsli, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch**

Band (Jahr): - **(1937)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550362>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EINIGES ÜBER DEN STUBENOFEN UND SEINE VERGANGENHEIT

VON DR. PAUL ZINSLI, CHUR-BIEL

Wie hat er doch heute sein ruhiges, würdevolles Aussehen verloren und damit zugleich sein ganzes Ansehen eingebüßt — der altvertraute und hochgeschätzte Stubenofen der «guten alten Zeit»? Wenn wir die hier vereinigten, von Frl. Y. Boner in Malans geschaffenen Bilder recht verständnisvoll betrachten, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, ob denn das Ding überhaupt noch den ehrlichen Namen «Ofen» verdient, das heute in unserer so sehr durch Zweck und Nutzen bestimmten Zeit sich als röhrenstrotzende Heizmaschine an die Zimmerwände schmiegt, vielleicht sogar in sie eingebaut und absichtlich verdeckt wird, oder das als elektrischer Strahler von einer Ecke in die andere, von einem modernen Raum in den andern geschoben wird.

Einst aber und durch lange Jahrhunderte ließ sich der häusliche Wärmespender nicht so respektlos als servilen Geist behandeln und von seinem Platz verdrängen; damals war er noch eine selbstbewußte, behäbige Persönlichkeit und stand unverrückbar und in sicherer Würde, anspruchsvoll durch seine leibliche Größe und vornehm durch seine farbige Pracht, breitspurig in der Stubenecke. Man kann wohl verstehen, daß dieser «Kerl», mochte er in einfachen Verhältnissen auch sein buntleuchtendes Gewand ablegen und etwa bloß als grauer Steinbau eine braune Bauernstube zieren, doch in der sprichwörtlich geprägten Rede des Volkes eine bedeutsame Rolle spielt.¹ Als farbenprächtiger Vornehmer wie als einfacher Stubenknecht mußte er ja durch seine dienstfertige Wesensart die Freundschaft von jung und alt gewinnen; die Kleinen freuten sich an ihm als dem Spender des duftenden frischen Brotes und Backwerkes oder der «schmorenden» braungedörrten Birnen, die alten Mütterchen aber wußten und wissen vor allem seine kostbare Wärme zu schätzen und preisen die Ruhe auf dem heimeligen Ofenbänkli während der langen Wintertage und -abende. «Der Ofen hüete» heißt denn auch im Volksmund so viel wie «daheim bleiben, das Haus hüten». Es war eben früher nur ein Ofen im Haus, dessen Wärme dann durch das Öffnen der Falltüre in der Decke auch die darüberliegende «Ofenkammer» ein wenig wohnlicher machte. «Wenn meh Wiiber im Huus als Öfe, so ist kei Fride drii», sagt ein

Luzerner Sprichwort. Daß er eben allein unter dem Dach als beharrlicher Stubenhocker sich breit machen durfte und die übrigen Gemächer noch nicht seinesgleichen beherbergten, muß sein Ansehen besonders gefördert haben. In manchen Gemeinden zählte und besteuerte man die Haushaltungen nach Öfen. Von diesem Ansehen des Spenders wohliger Wärme sagt ein Walliser Sprichwort etwas ironisch und drastisch: «Wenn-mu dum Ofä am meistu Respekt hä sellti, so chert-mun im ds Hindra». «Warm in Ofen ihi luaga» heißt in Graubünden «tüchtig einheizen», und für dasselbe utilitaristische Interesse an dem dem Ofen ureigenen Beruf des Heizers zeugt die nur scheinbar unsinnige Behauptung, es sei einer «uf em Ofen erfrore» — gemeint ist hier eben der als sehr kalt bekannte Ofenpaß (Buffalora). Auf sein Nebenamt als Bäcker spielen etwa folgende zwei Redensarten vom Ofen an: «Im chalte Ofen bachet-me kei Brot», sagt man einem Widerspenstigen, bei dem

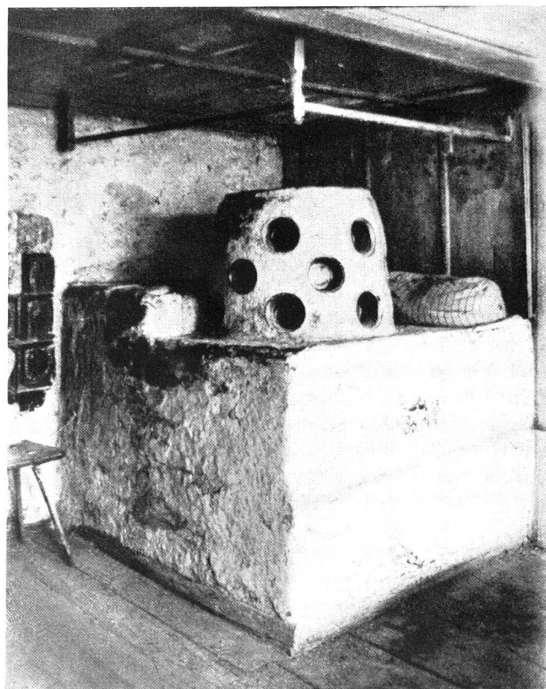


Abb. 1. Kachelofen aus Bazenheim

¹ Vergl. zum folgenden: Schweiz. Idiotikon I, Sp. 109 ff.



Abb. 2. Grüner Reliefkachelofen (Jenins)

alles Raten nichts ausrichtet — ein Voreiliger, Vorwitziger hingegen will immer «vor em Brot in'n Ofen schlüfe».

Aber aus all den Nutzen und Annehmlichkeit bietenden Eigenschaften des Ofens als Wärme- und Backwerkspender, als traulicher Schlupfwinkel oder prachtvolles Schmuckstück erklärt sich allein noch nicht die liebevolle Verehrung, die er im alten Volksbrauch wie ein lebendiges Wesen, als der altvertraute, beseelte Stubengenosse erhielt. Man scheute sich etwa in früheren Zeiten nicht, dieser verschwiegenen «Persönlichkeit» ein Geheimnis anzuvertrauen, bei ihr Zuflucht zu suchen und vor ihr sein beladenes Herz auszuschütten. So folgte der wohl kaum mehr «ofengläubige» beherzte Bursche nur einer alten Gewohnheit, wenn er in der Luzerner Mordnacht dem Kachelbau den Anschlag der Feinde verriet, den er doch keinem Menschen offenbaren durfte. Etwas Geheimnisvolles, Übergegenständliches haftete eben am Ofen schon seit je; in manchen Gegenden erhält er noch heute Opfer von Salz, Brot oder Geld beim Einzug neuer Bewohner ins Haus. Weitverbreitet ist der Glaube, daß er an gewissen Tagen, zu Andreas, Neujahr usw., Orakel geben und den «Zukünftigen» bestimmen könne. Im Spiel darf ja das Mädchen noch heute ihn mit vertraulichen Sprüchen anreden, etwa wie: «Lieber Ofen, ich bet dich an, du bruchst Holz und ich e Ma». Mancherorts gilt der Ofen ganz besonders als der Sitz der Hausgeister oder die Stelle, an der sich nachts die armen Seelen versammeln.

Diese Achtung als magisch-beseeltes Wesen hat er aber eben nicht erst in der Zeit erhalten, als er als hochgetürmter Wärmespender Ratsstuben und Schlösser zu zieren begann, vielmehr mag

umgekehrt in dem Willen zu Schmuck und Prachtentfaltung noch etwas von der uralten Verehrung des Menschen für den Ofen nachklingen. Denn nicht die Würde des Äußeren und nicht seine nützlichen Eigenschaften haben ihm seine hohe Stellung im Haus gesichert, sondern vor allem die Tatsache, daß er einst der alleinige Hüter und Heger des magisch verehrten Feuers war. Damals noch als roh geschichteter Steinherd gewann er sein höchstes Ansehen, da die Ehrfurcht vor der Flamme auch auf ihn übertragen wurde.

Seit dieser so weit zurückliegenden Frühstufe hat der Ofen in seiner geschichtlichen Entwicklung freilich manchen Gestaltwandel durchgemacht. Aus Feuerstelle und kunstlos geschichtetem Herd entstand zuerst der noch grobe und klotzige Steinbau, und seit dem 8. oder 9. Jahrhundert begann man die schwer zu heizenden Mauerwände mit den für die Wärme leitungsfähigeren Tongeschirren zu durchsetzen. Fast mit Notwendigkeit entwickelte sich aus dem neuen Material die einfache und zeitlose Form des Kachelofens, wie sie sich heute noch in Bauernstuben vorfindet (Abb. 1): auf den gemauerten Block, den eigentlichen Feuerungs-herd, hat man eine bienenkorbartige, mit aus- und einwärts geöffneten Kacheln ausgestattete «Kupfe» aufgesetzt, um so eine möglichst große Oberfläche zur Abgabe der Wärme zu schaffen.

In diese einfachen Bestandteile eines blockmäßigen Heizkörpers und einer kleineren, aufgesetzten Kupfe gliedert sich der Kachelofen bei aller späteren Verfeinerung und Überladung mit Schmuck auch noch in allen seinen abgewandelten Stilformen. Leicht zu erkennen ist dies etwa an dem im Haus Oberst v. Salis in Jenins aufgestellten Renaissanceofen (Abb. 2). Freilich zeigt unser Bild nun nicht mehr einen

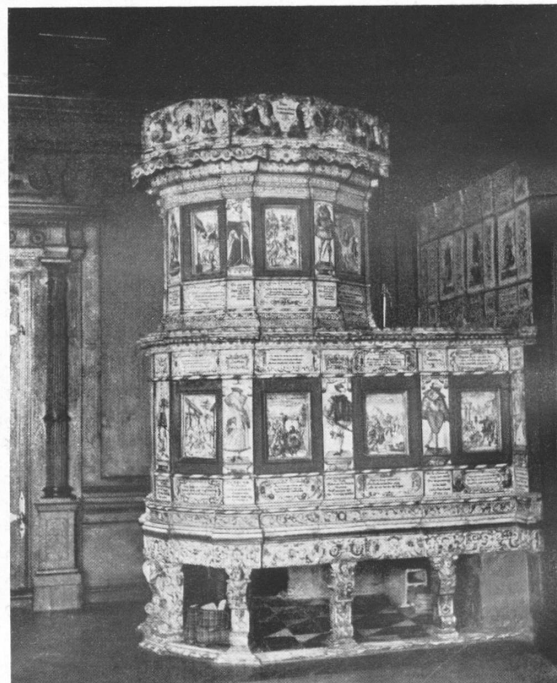


Abb. 3. Pfauf-Ofen in der Bürgerratstube Chur

urchigen, roh gekalkten Block, sondern ein schon im Zeitgeschmack des 16. Jahrhunderts veredeltes Exemplar aus der Gattung der häuslichen Wärmespender. Die kubische Feuerungsanlage ruht jetzt auf einem Sockel, und der seltsame, wie ein Bienenkorb anmutende Aufbau hat einer anspruchsvolleren, turmartigen Kupfe mit einer dekorativen Bekrönung Platz gemacht. Aus dem werktätlich einfachen Wärmespender ist hier ein Schmuck- und Ausstattungsstück geworden. Grün glasierte Kacheln mit einem plastischen Ornament zieren seine ruhige Oberfläche, und aus dem heiteren Relief der Kupfenkrone starren gar phantasievolle Fabelwesen auf den aufmerksamen Beschauer herunter. Recht deutlich zeigt unser Bild, wie wohllich sich auch solch ein hinter dem Gitter der «Ofenstängli» wohl- eingehegtes grünes Ungetüm im Renaissancestil in eine braungetäfelte Stube einfügt und viel zur Stimmung und «Gemütlichkeit» des Raumes beiträgt.

Aber so eigentlich zu einem Prachtskerl wird der Ofen erst in der Barockzeit. Über das farbenfrohe und prunkvolle Kleid, das er sich im 17. Jahrhundert angezogen hat, kann jeder baß erstaunen, der einmal den großen Wärmespender in der Bürgerratskanzlei auf dem Churer Rathaus gesehen hat (Abb. 3). Freilich verlangt so ein anspruchsvoller Herr unter den Öfen auch solch einen reich ausgestatteten Wohnraum wie die in prächtigem Getäfel gezimmerte Kanzlei, wenn er sich darin heimisch fühlen soll. Welch köstliches und kostbares Wunderwerk hat hier die durch das 16. und weit ins 17. Jahrhundert hinein weitberühmte Hafnerwerkstätte der Familie Pfauw in Winterthur errichtet. Mit berechtigtem Stolz nennt sich oben an der Bekrönung Hans Heinrich Pfauw als der verantwortliche Meister. Sicher haben aber viele Hände bei Er-

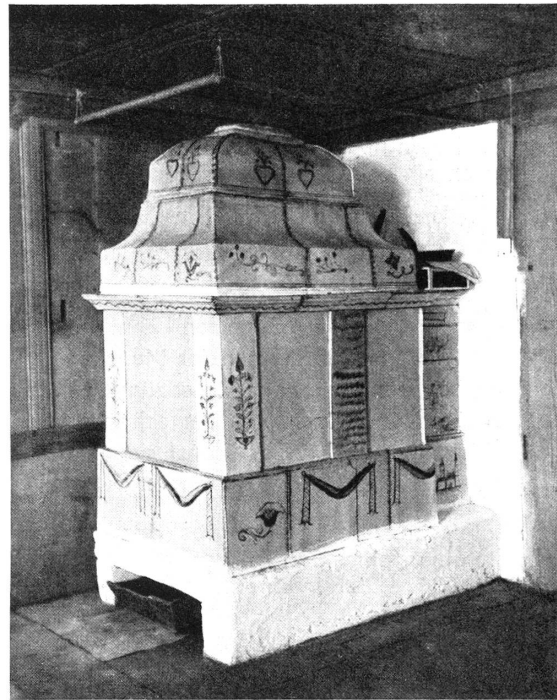


Abb. 5. Lötscherofen aus St. Antonien

richtung und Bemalung dieses Ofenwunders mitgewirkt. Im Aufbau ist auch unser barockes Kachelwesen seinem hundert Jahre älteren Bruder noch sehr ähnlich. Der eigentliche Heizkörper ruht allerdings jetzt auf zierlichen und durch Figürchen geschmückten schlanken Füßen. Er beharrt auch nicht mehr in seiner kubischen Eigenexistenz, sondern paßt sich nun organisch an die achteckige Kupfe an, deren Zinnenkranz eine phantastische Plastik von männlichen und weiblichen Genien, Schildern und Arabesken in durchbrochener Arbeit zeigt. Allerdings bleibt an diesem 1632 datierten Werk der Pfauw der Skulpturschmuck auf Füße, Gesimse und Bekrönung beschränkt. Der Meister suchte durch solche Beschränkung breite Flächen für die bunte Bemalung zu gewinnen. Und durch die lebhaftere Malerei kommt unser Prachtskerl nun geradezu zum Sprechen. Denn alle diese vielen Bilder, die sich auf seinem Gewand wie eine seltsame Musterung aneinanderreihen, enthalten eine moralische Belehrung, und wer diese aus der Darstellung selbst nicht herauszulesen weiß, der findet sie unmißverständlich noch in den beigefügten, teils freilich etwas handwerklichen Versen ausgedrückt. Da sehen wir auf den pilasterartigen Feldern an Körper und Kupfe die verschiedenen Stände in markigen Vertretern hingemalt. Und seltsam, noch im 17. Jahrhundert beanspruchen die aristokratischen Herren vom Ritter und Grafen bis zum König und Kaiser bei uns in «Alt Fry Rätien» die Mehrzahl der Bildfelder auf diesem Prunkstück der alten Reichsstadt Chur. Die durch Beischriften gekennzeichneten Gestalten des «Ritters» und des «Doktors» sehen wir auf unserer Einzelaufnahme (Abb. 4). Trotz der Schaustellung dieser aristokratischen Gesellschaft verrät aber der Ofen doch deutlich den demokratischen Geist



Abb. 4. Bemalte Kachel (Bürgerratsstube Chur)

unserer Stadt durch die mehrfache Mahnung zu Hilfsbereitschaft und Eintracht in der Bürgergemeinde. Auf unserer Abbildung sehen wir zwischen «Ritter» und «Docktor» ein Kachelbild, auf dem ein Mann sein Licht durch den dienstfertigen Nachbarn neu entfachen läßt, während weiter hinten ein anderer einem Wandersmann den Weg weist. Das Ganze ist eine bunte Illustration zu folgenden, hier in etwas verständlichere Orthographie umgesetzten Versen über die «Dienstwilligkeit»:

«Die wahre Lieb ohn Schaden kann
Dem Nächsten dienen; als der Mann
Zeigt ihm den Weg; der ein anzündt
Sein Licht bim Nachbarn, das schon brünnt.
B'schicht ihm ein großer Dienst damit;
Der Nächst sins Liechts drum manglet nit.»

Ins Politische übertragen, gibt der folgende Spruch einer ehrsamten Bürgerschaft von Chur dieselbe Lehre, daß in einem Gemeinwesen alle in Wohlergehen und Gefahr aufeinander angewiesen sind:

«Obglich ein Stadt ist wohl bewahrt,
Hat sie doch noch nit all Wohlfahrt.
Die beste Ringmaur ist einer Stadt,
Wann sie einträchtig Burger hat.
Dann die Zweitragt, so innerlich,
Zerstört hat Veste, Städt und Rych.»

In solchen didaktischen Bildern und Versen, mögen uns einzelne von ihnen auch noch so schulmeisterlich und gesucht anmuten, steckt doch im ganzen ein echter Ernst staatsbürgerlicher Gesinnung. Ja, so ein buntes Lehr- und Bilderbuch von einem Ofen konnte zumal in einem Ratssaal seine Wirkung auf den einfachen Mann nicht verfehlen. Bekannte doch sogar Goethe auf seiner Schweizerreise, es sei «etwas Schönes um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Öfen antrifft».

Nicht mehr einen so bunten Gesellen führt uns die letzte unserer Photographien vor Augen (Abb. 5). Mit der viel bescheideneren Malerei von skizzenhaft hingepinseltem Ranken- und Blumenwerk, Schleifenornamenten und sogar einer betürmten Stadt verbindet dieser Ofen auch eine größere Einfachheit der Form. Der auf unserem Bilde festgehaltene Kachelbau aus dem Buolhaus in Ascharina ist eines jener handwerk-

lich reizvollen Erzeugnisse, die die Hafner- und Töpferfamilie L ö t s c h e r in St. Antönien hervor- gebracht hat, eine kunstsinnige Handwerkerfamilie, deren Wirken sich durch Generationen vom Ende des 18. bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts nachweisen läßt. Unschwer erkennt man denn auch den Zusammenhang der Ornamentik auf unserem Ofen mit den bekannten Bauernmalereien auf dem bunten Eß- und Trinkgeschirr — Geräten, die die Lötscher nach den Belegstücken des Rätischen Museums in reicher Zahl auf den Markt gebracht haben. Aber wenn auch dieser Ofen, der an abgelegenen Ort im Prätigau entstanden und für eine Bauernstube bestimmt war, ganz selbstverständlich ein anspruchsloseres Aussehen erhielt, so trägt er durch diese Einfachheit seiner Form und Farbe wie durch die kuppelartig geschwungene Kupfe doch auch deutlich die Stilmerkmale seiner Zeit. Auch der vornehme Kollege in Ratsstube und reichem Prunkzimmer nämlich ist jetzt nicht mehr der bunte Prachtskerl des 17. Jahrhunderts, sondern ziert die Räume durch seine auf blendendes Weiß locker hingetzten Blauzeichnungen ländlicher Idylle oder ruht schon ganz in der Strenge weißer, gemessener Klassizität.

Die jüngste Vergangenheit des Stubenofens wollen wir nicht mehr im einzelnen erhellen. Es wäre ein unerfreuliches Kapitel, wenn es vom künstlerischen Standpunkt aus geschrieben werden müßte. Bezeichnend für die Entwertung des Kachelofens ist es sicher, daß die einst so erfolgreichen Hafner Lötscher im St. Antöntal sich immer mehr bloß mit der Herstellung von Töpferwaren begnügen mußten, bis auch dieses Gewerbe einging. Der m o d e r n e «Ofen» ist eben der gußeiserne Radiateur oder der elektrische Heizkörper.

Und damit haben wir die ganze Lebens- und Leidensgeschichte unseres einst so trauten Wärmespenders in Kürze überblickt. — Ist diese Entwicklung der Ofenkunst nicht vielleicht weitgehend bezeichnend für den inneren Wandel in der Baukunst oder sogar für die Geschicke des Kunstwerks schlechthin, wenn man sich den heutigen «Kunstbetrieb» vor Augen hält? Wir sahen den Ofen werden aus einem höchst primitiven Gegenstand magischer Verehrung zu einem mit Schmuck und Zierat beladenen K u n s t w e r k von äußerem Glanz und Kostbarkeit und schließlich sinken zur bloßen Ware, zu einem aller persönlichen und künstlerischen Werte baren N u t z g e r ä t.

WEISSE NARZISSEN

In euer Blühh mich zu versenken
Und eins zu sein mit eurer Ruh,
Kann wundersamen Frieden schenken
Und schließt der Unrast Pforten zu.

Ihr löset stumm des Daseins Fragen,
Indem ihr blüht und Duft verhaucht,
Indes wir irrend Lasten tragen,
Bis wir den Erdentag verbraucht.

Ihr feierlichen Blumensterne,
Habt Dank für euer reines Blühh,
Das wie ein Gruß aus Himmelsferne
Mir heute mehr denn je erschien.

Mario E. Tosio